

GYAN ANILA



Zu dick!

LEBEN
OHNE
BULIMIE

1. Taschenbuchauflage 2015

Umschlaggestaltung: Silke Bunda Watermeier, www.watermeier.net

Korrektorat: Raji Atorf

Copyright© deutsche Ausgabe, Innenwelt Verlag GmbH, Köln

Alle Rechte vorbehalten

www.innenwelt-verlag.de

Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung des Verlages

Die Suche hinter der Sucht

CPI books, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-942502-47-4

Inhalt

Eine Geschichte über Leere und Fülle	7	Im Rollstuhl zurück nach Deutschland	164
Wo hat alles angefangen?	10	Zurück im Leben	170
Pubertät	28	Showbusiness	173
Erste Liebe und Beginn der Essstörung	31	Schicksalhafte Fügung	178
Erste Diät und Beginn der Bulimie	35	Abschied und Neuanfang	182
Ende der Schulzeit	41	Workaholic	187
Schritte ins eigene Leben	46	Dem Schmerz ins Auge sehen	190
Im Männerberuf	49	Häutungen	194
Flucht in die Großstadt	52	Perlonstrümpfe	195
Suchtklinik	56	Familienaufstellung und Schamanismus	203
Offene Psychiatrie	63	Brasilien	206
Zurück im Leben	68	Ein Mann, der Natur und Musik liebt	211
Bretter, die die Welt bedeuten	73	Costa Rica	216
Rebirthing und Rohkost	76	Auflösung und Aufarbeitung	220
Im Rohkostparadies	82	Sprung ins Unbekannte	224
Verloren in der Großstadt	88	Vertrauen	230
Fernweh	93	Nachwort zur Taschenbuchausgabe	235
Indien	95	Über die Autorin	237
Kulturschock und Viva Espania!	108		
Peepshow	111		
Zurück im Paradies	121		
Sex am Telefon	128		
Neue Kraft und neue Liebe	135		
Straßentheater	139		
Verlorener Zauber	144		
Zäsur	150		

Eine Geschichte über Leere und Fülle

Am Anfang war die Angst ...
Vor dem neuen Anfang
War die Verzweiflung
Über das Weglaufen von der Angst ...

Es ist vorbei.

Die Bulimie hat sich aus meinem Leben verabschiedet. Endlich passierte der Sprung hinein ins Unbekannte. Die Leere, die mich dort empfing und vor der ich immer wegelaufen bin, verlor in dem Moment, da ich mich ihr öffnete ihre Bedrohlichkeit, und wandelt sich nun immer mehr zu einer unerwarteten Fülle, die mir eigentlich das gibt, nach dem ich mich immer gesehnt habe. Das Leben wird zu einem Abenteuer, einer Reise voller interessanter Herausforderungen.

Vierundzwanzig Jahre haben mich Bulimie und Magersucht fast durchgängig begleitet. Und beinahe die ganze Zeit über erbrach ich mich, teilweise bis zu dreißig Mal am Tag. Manchmal war mein Untergewicht grenzwertig und mein Gesundheitszustand Besorgnis erregend. Ich war oft nahe daran aufzugeben und dachte an Selbstmord, aber dazu war ich zu feige. Und gleichzeitig gab es immer dieses Vertrauen in mir, das wusste, dass eine Wandlung passieren würde und das Leben etwas anderes mit mir vorhatte, als mich irgendwann kniend vor einer Toilette beim Kotzen sterben zu lassen. Aber selbst das wäre mir lieber gewesen, als meinen Unmut nicht auszudrücken. Meine Widerstände waren wichtig. Sie haben mich mir selbst nähergebracht. Die Bulimie war mir auf meinem Weg über viele Jahre eine treue Begleiterin.

Mit Dankbarkeit schaue ich auf die vielen Lektionen zurück, die sie mich gelehrt hat. Heute brauche ich das Essen nicht mehr, um mich zu erfahren oder auszudrücken. Ich bin sehr dankbar, nun mit Genuss essen zu können und die Fähigkeit zu haben, dann aufzuhören, wenn ich genug habe. Die quälenden Gedanken ans Essen sind vollständig verschwunden und mich zu erbrechen schiene mir völlig absurd.

Irgendwann begann ich zu verstehen, dass es nicht darum ging gegen die Sucht anzukämpfen, sondern sie als einen abgespaltenen Teil von mir selbst zu sehen, der integriert werden möchte. So oft hatte ich versucht, mich mit Disziplin und Willenskraft aus meinem Suchtkreislauf zu befreien. Doch jeder gescheiterte Versuch drückte mich noch tiefer hinein.

Erst als ich den Mut aufbrachte mir selbst zu begegnen, mich mit meinem Alleinsein zu konfrontieren und allem in die Augen zu sehen, was auftauchte: meinen Ängsten und Schmerzen, dem Gefühl des Verlassenseins, der Existenzangst, der Furcht davor, in der Unendlichkeit verloren zu gehen oder isoliert zu sein – so verschwand die Bulimie allmählich wie von selbst. Mit dem wachsenden Mut, allem ungefiltert in die Augen zu sehen, kamen tief Prozesse in Gang: Tränen flossen, alles schien zusammenzubrechen, Desorientierung kam auf. Aber dann war da die Gewissheit, allem gewachsen zu sein. Meine Fähigkeit, mich dem Jetzt mit vollem Vertrauen hinzugeben, wuchs und ich entdeckte diesen Platz in mir, an dem mich nichts von all dem berühren kann, was im Außen geschieht. Hier ist immer Frieden, Stille, Kraft, Verbundenheit, Vertrauen, Gewissheit.

Hier ist meine wirkliche Freiheit, meine Unabhängigkeit von allem, wo das dringende Verlangen, von außen genährt zu werden, verschwindet.

Ich genieße die Schönheiten des Lebens mehr als je zuvor und liebe es aus dem Vollen zu schöpfen, aber wenn die Dürrezeit kommt, wird auch sie begrüßt. Alles zu seiner Zeit, und zu allem ist ein gewisser Abstand gewachsen. Es gibt noch immer Schmerz in meinem Leben, aber er kann mich nicht mehr erschrecken. In mir existieren nach wie vor Negativität und Destruktivität, aber die Identifikation damit ist weniger geworden und es gelingt mir immer öfter, meine Muster zu erkennen, aus ihnen auszusteigen und in mein Zentrum zurückzukehren, in dem immer Frieden ist.

Im Grunde genommen ist die Vergangenheit nicht mehr wichtig. Dennoch möchte ich euch meine Geschichte erzählen, weil ich glaube, dass es eine meiner Aufgaben in diesem Leben ist, Erkenntnisse und Erfahrungen zu teilen. Es gibt so viele Menschen, die unter Essstörungen und Süchten leiden, und so viel Hilflosigkeit im Umgang damit. Die Wege, die ich beschritten habe, sind zum Teil etwas ungewöhnlich und auch nicht zur Nachahmung gedacht, aber was ich dabei gelernt habe, habe ich wirklich aus mir heraus begriffen. Jeder muss seine eigenen Erfahrungen machen und niemand kann einem dabei den Schmerz abnehmen. Man muss durch die Dunkelheit allein gehen, aber kommt dann immer wieder an Punkte, wo die Erkenntnisse anderer eine hilfreiche Unterstützung sind: Man versteht plötzlich, was der andere gemeint hat und dass man auf der richtigen Fährte ist.

Ich bin dankbar für die vielen Therapeuten, die meinen Weg kreuzten, ihre Hilfe war sehr wichtig. Die endgültige Befreiung von der Bulimie wurde durch die Begegnung mit zwei erwachsenen Meistern möglich, Osho und Tyohar. Sie brachten mich in Kontakt mit dem Platz in mir, an dem ich eins bin mit der Existenz und – wo der Hunger aufhört.

Wo hat alles angefangen?

Eigentlich gibt es keinen wirklichen Ursprung. Es begann nicht mit mir, sondern war ein Erbe meiner Eltern, die wiederum alles von ihren Eltern übernommen hatten. Aber so weit will ich nicht zurückgehen. Ich beginne mit meinem Anfang als Mensch auf der Erde, als die Eizelle meiner Mutter bereits vom Samen meines Vaters befruchtet war.

Meine Mutter war mit ihrer vierten Schwangerschaft an einem Punkt angelangt, wo ihr die Bürde, die sie trug, über den Kopf wuchs. Sie hatte alles nicht so gewollt wie es nun war, aber das Leben schien ihr keine Möglichkeit zu bieten, einen anderen Kurs einzuschlagen. Ihr Mann war brutal, unberechenbar und er betrog sie. Aber er gab ihr die materielle Sicherheit, nach der sie sich so sehr sehnte.

Als Kind musste sie während des Krieges mit ihrer Mutter und zehn Geschwistern aus Schlesien flüchten. Sie hatten ihr Zuhause und alles, was sie besaßen, verloren, wurden Zeuge brutalster Grausamkeiten und mussten in einer Notunterbringung im fremden Oberfranken ums Nötigste betteln. Aus dieser Erfahrung heraus wuchs ein so starkes Bedürfnis

nach einem Zuhause und Sicherheit, dass sie bereit war, vieles dafür in Kauf zu nehmen. So nahm sie diesen Mann in Kauf, der sie schlug, vergewaltigte und sie als sein Eigentum betrachtete. Und mit jedem Kind, das sie gebar, wurden die Fesseln, die sie an ihn ketteten, stärker.

Sie hatte bereits drei Jungs das Leben geschenkt, als sie wieder schwanger wurde. Gerade hatten meine Eltern Oberfranken verlassen, da mein Vater in einem kleinen schwäbischen Dorf eine Anstellung als Meister in einem Kleinbetrieb gefunden hatte. Und sie hatten begonnen, sich einen Traum zu verwirklichen, den vom Eigenheim. Sie sparten eisern, arbeiteten Tag und Nacht. Es war ein Novembertag im Jahr 1964, es war kalt und neblig, nehme ich an, denn das Frieren und der Nebel wichen fortan nie von meiner Seite. Als ich in einem sterilen Krankenhaus das Neonlicht der Welt erblickte, waren meine Eltern nicht wenig erstaunt, denn wider Erwarten war ich ein Mädchen geworden. Eigentlich sollte ich Tommy heißen, doch nun mussten sie umdenken und noch schnell einen passenden Namen für mich finden. Meine Mutter war verunsichert über mein Auftauchen und den Verlust ihrer weiblichen Monopolstellung in der Familie. Aber eines wusste sie trotz ihren ambivalenten Gefühlen: Dieses kleine Mädchen, das sie neun Monate in sich getragen hatte und das ihr nun anvertraut war, würde nicht so schwach sein wie sie selbst. Die Kleine würde für ihre Freiheit und Würde kämpfen. Also nannte sie mich mit erstem Namen Birgit, „die Erhabene“, und mit zweitem Andrea, „die Kämpferische“. Ihr Mann war verzückt von der Kleinen, was sie als Ehefrau wiederum mit

einer Mischung aus Eifersucht und Erleichterung aufnahm. Sie hatte weibliche Konkurrenz bekommen, aber gleichzeitig auch jemanden, der ihr die Last abnahm, Objekt der Besitzgier ihres Mannes zu sein. Es hatte sich für sie ein kleiner Freiraum aufgetan. Mein Vater, der sich nichts sehnlicher als eine kleine Tochter gewünscht hatte, war glücklich über meine Ankunft, zog mich fest an sich und verkündete, dass ich sein Liebling sei. Durch meine Sonderstellung zog ich den Neid der anderen auf mich, gleichzeitig waren alle fasziniert und neugierig auf das kleine Mädchen.

In mir entstanden Verwirrung und Schuldgefühle meiner Mutter und den Brüdern gegenüber und ich nahm unter ihnen eine Stellung ein, die man als Sündenbock bezeichnen könnte. Gleichzeitig fühlte ich mich aber auch als etwas Besonderes.

Papa hatte genaue Vorstellungen davon, wie sein Liebling zu sein hatte, und ich wäre so gerne das süße, zarte und harmlose kleine Mädchen gewesen, das sich mein Vater wünschte. Aber ich war voller Kraft, robust, eigensinnig und willensstark und auf eine unschuldige Art sehr sinnlich. Ich schämte mich dafür und glaubte, dass etwas an mir falsch sei, kam mir zu massiv vor, fand mich und meinen Körper klobig und abstoßend und hatte schon als kleines Kind das Gefühl zu dick zu sein, obwohl ich ein dünnes Mädchen war. Gleichzeitig war ich wütend darüber, nicht so geliebt zu werden, wie ich war. Ich war voller Aggressionen, aber da es zum Verhalten eines braven Mädchen nicht passte, entwickelte ich viele Ticks und Überempfindlichkeiten, die mich zickig erscheinen ließen.

Trotz allem vergötterte ich meinen Papa. Er war humorvoll, spendabel, gut aussehend und intelligent. In seiner Firma und der Nachbarschaft war er sehr beliebt, vor allem seiner Hilfsbereitschaft wegen. Aber wenn er nach Hause kam, war er oft schlecht gelaunt und konnte sich in einen aufbrausenden Choleriker verwandeln. Wir Kinder wussten, dass wir dann keine Fehler machen durften, um ihn nicht noch zusätzlich zu reizen. Trotz unserer Vorsicht kam das Fass häufig zum Überlaufen und er verwandelte sich in ein brutales Monster. Er machte mir Angst und seine Unberechenbarkeit verwirrte mich; aber ich brauchte ihn.

Meine Mutter war emotional abwesend, ich spürte ihre Kälte mir gegenüber und eine starke Ablehnung. Für meine Brüder war ich das verwöhnte kleine Huhn, so nannten sie mich, das vom Papa alles bekam, was ihnen selbst vorenthalten wurde. Zwar spielten die beiden jüngeren auch mit mir und wir hatten uns dann richtig gern, aber wenn der älteste dabei war, der Boss unter den Kindern und wahrscheinlich derjenige, der den größten Mangel an väterlicher Liebe hatte, dann wurden sie zu seinen Anhängern. Und wenn sich dann eine Möglichkeit bot, ließen sie ihrer Wut auf mich freien Lauf, quälten und schlugen mich. Ich hatte Angst vor ihnen, besonders vor dem ältesten, und der Einzige, der mich vor ihnen schützte, war mein Vater.

Er wurde sehr böse, wenn mir jemand etwas antat, und bestrafte meine Brüder gnadenlos. Wenn er brutal wurde, schlug er hemmungslos auf sein Opfer ein. Alle hatten Angst davor. Wenn seine Wut ganz schlimm wurde, dann benutzte er einen Lederriemen, den man sich selbst holen musste.

Damit schlug er auf den Hintern, oft sogar auf den nackten. Die Zeremonie war grausam und die Angst davor, selbst an die Reihe zu kommen, lähmte mich. Bis heute bekomme ich beklemmende Gefühle, wenn ich einen Gürtel sehe. Es war mir nicht wohl in der Rolle, sein Liebling zu sein, doch gleichzeitig klammerte ich mich an den einzigen Schutz, den ich hatte, und nach wie vor liebte ich ihn und fühlte mich eindeutig ihm zugehörig.

Anfangs schlug er mich nicht so brutal wie meine Brüder. Aber wenn er es tat, fühlte ich mich verraten und verlassen und jedes Mal nahm ich mir vor, ihm nie mehr zu verzeihen. Aber die Wolken meiner Wut zogen wieder vorüber, außerdem brauchte ich ihn und er mich.

Heute glaube ich, dass er mich teilweise auch deshalb schlug, um sich von seinen starken Gefühlen mir gegenüber zu distanzieren. Ich war ihm wahrscheinlich nähergekommen als sonst irgendein Mensch, mit Ausnahme seiner Mutter. Er wollte mich auf der einen Seite ganz für sich und forderte Bekenntnisse, dass ich niemanden anderen als ihn liebe. Doch gleichzeitig hatte er wahrscheinlich Angst vor unserer Intimität und vor seinen Gefühlen für mich, ich nehme an, auch vor seinen sexuellen, die unterschwellig stark präsent waren. Er hielt sie so gut er konnte in Schach, und obwohl er ein Meister der Selbstkontrolle war, spürte ich doch, dass da etwas unter der Oberfläche brodelte. Was ich da wahrnahm, widerte mich an, es fehlte darin jegliche Unschuld und hatte etwas Perverses. Je älter ich wurde, desto weiter distanzierte er sich von mir und ich mich von ihm. Als ich schließlich körperlich zur Frau wurde und meinen ersten

Freund hatte, schlug er mich ein letztes Mal so sehr, dass ich glaubte, er würde mich umbringen. Dann brach er den Kontakt ganz ab und ich war frei von seinem äußerlichen Einfluss auf mein Leben.

Bei mir entwickelte sich schon sehr früh Verwirrung über meine Sexualität und Schuldgefühle über meine Anziehung auf Männer. Ich erkannte meine sexuelle Macht, aber auch die Gefahren, die damit einhergingen.

Meine Mutter war trotz ihrer Anwesenheit nie richtig greifbar. Sie umgab eine Aura von Selbstmitleid und ich dachte, dass es meine Schuld war, da mich mein Vater ihr vorzog. Ihr Schmerz tat mir weh und ich versuchte sie zu retten und glücklich zu machen in der Hoffnung, dass sie mich dann endlich lieben würde. Aber meine Versuche sie aufzuheitern schienen von einem unendlichen schwarzen Loch aufgesogen zu werden und sie gab mir zu verstehen, dass sie mich für eine kleine verwöhnte Prinzessin hielt, die einen Pakt mit dem Bösen, meinem Vater geschlossen hatte. Ich verstand nicht, warum sie sich all die Demütigungen von ihm antun ließ. Erst sehr viel später wurde mir klar, dass sie auf eine Art gerne litt. Ich glaube, ihr verschaffte es am Ende Genugtuung, das Opfer zu sein und in ihm einen Täter gefunden zu haben. So hatte sie jemanden, der schuld an ihrem Elend war, konnte der Verantwortung aus dem Weg gehen, in sich selbst nach der Ursache zu suchen.

Immer wieder erzählte sie, dass sie wegen uns Kindern bei meinem Vater bleiben musste und bei jeder Schwangerschaft versucht hat, uns mit heißen Bädern, Herumhüpfen und vaginalen Einläufen abzutreiben. Da nach mir die Anti-Baby-

Pille auf dem Markt war, wartete ich vergebens auf ein kleines Schwesternchen. Meiner Mutter fehlte jegliche mütterliche Wärme und Fürsorge. Alles, was sie tat, schien sie aus einem Pflichtgefühl heraus zu machen, ohne innere Beteiligung. Die Schulbrote, die sie mir schmierte, waren ein Symbol dafür. Zwischen zwei Brocken Brot stopfte sie ein paar Stücke harte Butter und wickelte sie in altes Papier. Ich schämte mich dafür, solche unförmigen Dinger aus diesem alten Papier auszupacken, denn die anderen Kinder hatten wundervolle Schulbrote. Oft hatte ich auch gar kein Schulbrot, und wenn ich Glück hatte, bekam ich von einer Schulkameradin eines dieser liebevoll mit Leberwurst oder Salami belegten, in Butterbrotpapier eingewickelten Brote. Dann fühlte ich mich wie eine Bettlerin, was sehr schmerhaft war.

Auf der anderen Seite liebte es meine Mutter zu kochen, und Kochbücher waren die einzigen Bücher, die ich sie jemals lesen sah. Sie war eine gute und leidenschaftliche Köchin, verdarb sich ihren Brei aber dadurch, dass sie Reste ins frisch Gekochte mischte. Der Mangel in ihrer Kindheit hatte sie geprägt und sie brachte es einfach nicht übers Herz, etwas wegzutwerfen. Dennoch mochte ich ihr Essen als Kind gerne und ich lobte sie dafür in der Hoffnung, sie glücklich zu machen.

Das gemeinsame Essen am Familientisch war mir ein Graus. Es herrschte große Anspannung, jeder hatte Angst davor etwas falsch zu machen und damit einen Wutausbruch meines Vaters auszulösen. Als ich später schon zur Schule ging, war ich froh, wenn ich erst später heimkam und alleine essen konnte. Das war entspannter aber auch einsam. Dann

wünschte ich mir insgeheim, meine Mutter würde sich zu mir setzen und mich fragen, wie denn mein Schultag gewesen sei. Stattdessen machte sie schlecht gelaunt den Abwasch und blieb unerreichbar. Meine Wut auf sie wuchs und ich begann auch ihr Essen zu hassen.

Später, in meinen Essanfällen, spielte ich oft die Situation am Mittagstisch in veränderter Version nach. Dann kochte ich mir etwas, setzte mich an den Tisch, stellte mir vor, eine zufriedene und belebte mütterliche Frau würde mir das Essen auftischen, sich zu mir setzen und mir zuhören, während ich aß. Dann erbrach ich mich, füllte den Teller erneut und spielte dasselbe weiter. So ging das oft über Stunden, wobei mich die Vorstellung von mütterlicher Zuwendung wärmte und mir das Gefühl von Schutz und Geborgenheit gab. Zu Hause trug meine Mutter immer eine hässliche Schürze und sah damit wie ein Aschenputtel aus. Sie schämte sich für ihren Körper und fühlte sich zu dick, vor allem wegen ihres Bauches. Sie aß wenig, zumindest am Tisch, zählte dabei immer die Kalorien und nahm trotzdem nicht ab. Sie begründete das mit ihrem Alter und den vielen Geburten. Ich kam erst viel später dahinter, dass sie heimlich aß und auch gerne ein Schlückchen trank. Mein Vater bestätigte ihr die Abscheu gegen sich selbst und befahl ihr, die Badezimmertür abzuschließen, wenn sie sich wusch, damit niemand diesen abstoßenden Körper sehen musste. Es war seine Taktik, meine Mutter an sich zu binden, indem er ihr suggerierte, dass sie mit ihrem Aussehen nie einen anderen Mann finden würde. Er kompensierte sein eigenes Minderwertigkeitsgefühl und seine Angst davor, verlassen zu werden.

Natürlich durchschaute ich vieles nicht, was sich zwischen meinen Eltern abspielte. Und so fasste ich einige unbewusste Entschlüsse, die meiner damaligen Logik entsprachen: Ich würde nie dick werden und mich niemals von einem Mann dominieren lassen oder finanziell von ihm abhängig sein. Außerdem war mir schon früh klar, dass ich nicht heiraten und auf keinen Fall Kinder kriegen würde.

Je tiefer ich später in meine Geschichte eintauchte, desto klarer wurde mir, dass ich trotz allem die Muster meiner Mutter übernommen hatte und dass ich, indem ich das Gegenteil mache, noch lange nicht frei davon bin. Erst als ich begann zu akzeptieren, wie ähnlich ich ihr bin, konnte Heilung passieren.

Was ich an meiner Mutter immer sehr schätzte, war ihre unvoreingenommene Art Unkonventionellem gegenüber. Sie hatte keine vorgefertigte Meinung und akzeptierte jeden. Außerdem steckte in ihr eine temperamentvolle Frau, die gerne tanzte, feierte und dabei ganze Tische unterhielt. Wie es zur guten schlesischen Tradition gehörte, wurde sie dabei recht hemmungslos. Sie liebte es auszugehen. Dann verschwand sie für Stunden im Badezimmer und zauberte aus dem Aschenputtel eine Prinzessin, die auf hohen Absätzen daherstöckelte und nach Parfüm roch.

Eine Begegnung der dritten Art

Sie blickte auf die Gestalt, die schräg gegenüber auf der anderen Straßenseite lief. Gedemüigt ging diese aufgeblähte Schwabbelmasse ihren alltäglichen Gang, um die Besorgungen für den Haushalt zu machen. Fest entschlossen, ihr niemals ähnlich zu werden, fasste sie sich an den Brustkorb und stellte beruhigt fest, dass ihre Rippen deutlich zu spüren waren, ebenso die Hüftknochen. Das war der Beweis, dass sie ihr nicht glich – diesem Wesen, das sie so verabscheute.

Der Tag ging vorüber, geprägt durch die Bemühungen um einen dünnen Körper. Sie musste ihn in Schach halten. Ruhelos im Kampf gegen die Kalorien, arbeitete sie hart und trieb maßlos Sport. Es war ein gnadenloser Kampf, der ihr keinen Spaß bereitete, aber sie durfte nicht ruhen. Und sie musste möglichst wenig essen. Denn Essen war Gift. Es würde sie fett und aufgedunsen machen. Sie war bereit, für immer zu verzichten! Nur ihre Gedanken ließen ihr keine Ruhe, so sehr sie sich auch bemühte. Gedanken an dieses verdammt Essen beherrschten ihre Tage und selbst ihre Träume wurden davon überschattet. Schließlich besiegte der Hunger dann doch immer wieder den Willen, ewig zu verzichten. Dann stopfte sie Unmengen von Essen in sich hinein, holte all die Entschuldigungen nach, bis sie zum Platzen voll war. Unter Schmerzen schlepppte sie sich zur Toilette und übergab sich unter schwerster Anstrengung, bis nichts mehr von der Speise in ihr übrig blieb. Dann war sie wieder leer und angstfrei.

Dieser Tag war ganz normal verlaufen, wie viele Tage, Wochen, Monate und Jahre zuvor. Am Abend ging sie ins Theater, setzte sich wie gewohnt in die erste Reihe, damit sie näher am Ge-